

Kinder mit psychosozialen Risiken insbesondere in Armutslagen – Angebote der Frühförderung

**Vortrag beim „Runden Tisch“
zum Thema**

**“Familienpolitik und frühe Hilfen – Frühförderung als Chance für Familien”
am 30. April 2008 in Potsdam**

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

diese Gesprächsrunde fällt in eine Zeit, in der gerade nach dem tragischen Hunger- und Dursttod der fünfjährigen Lea-Sophie in einer Schweriner Plattenbausiedlung der Fokus auf Kinder gerichtet wird, deren Lebensumstände für sie auch im buchstäblichen Sinn existenziell bedrohlich sind. Der Tod von Kindern wie jetzt Lea-Sophie und vor nicht langer Zeit Kevin in Bremen haben die Öffentlichkeit, medial vermittelt, mobilisiert und die Politik auf den Plan gerufen, wobei sich die Einleitung erster überlegter Schritte zum Teil mit vorschnellem Aktivismus zu vermischen scheint.

Lea-Sophie, Kevin und andere Kinder, deren Tod oder schwerwiegende Misshandlung und Vernachlässigung uns über die Massenmedien vermittelt wurde, sind aber nur die Spitze eines Eisberges von Kindern, die in Deutschland in bedrängenden, belasteten Lebensverhältnissen aufwachsen – in Lebensverhältnissen, die ein Nährboden für psychosoziale Risiken und kindliche Entwicklungsgefährdungen sind. Ihre schwierigen Lebens- und Entwicklungsbedingungen – und dies zeigen die erwähnten Kinder auch – sind oftmals mit mehr oder weniger eingeschränkten materiellen Lebenslagen, mit Armut und sozialer Benachteiligung gekoppelt. Psychosoziale Risiken und damit verbundene Entwicklungsgefährdungen entstehen oftmals in Armutslagen.

Armut- und soziokulturelle Deprivationsphänomene, Verwahrlosungstendenzen von Kindern und Jugendlichen sind nicht nur unter den materiellen, sondern auch unter den (sub-)kulturellen Bedingungen ihrer familiären Lebenswelt, ihres Milieus, zu sehen. Die deprivierende Lebenswelt dieser Kinder wird auch von den spezifischen Verhaltensweisen ihrer Bezugspersonen wesentlich mitgeprägt. Aber beide Dimensionen – die materielle und die soziokulturelle Dimension (das Verhalten) – stehen besonders bei chronischer Armut in einem engen, oftmals wechselseitigen Bezug zueinander: Einschränkende materielle Bedingungen können, besonders wenn sie lange anhalten, zu soziokultureller Dysfunktionalität führen, wie umgekehrt dysfunktionale Verhaltensweisen die Auswirkungen von Armut auch für Kinder verstärken. Dies meint die Rede vom „Teufelskreis der Armut“.

Dieser „Teufelskreis der Armut“ wird anschaulich beschrieben in einem Bericht in der Wochenzeitung „Freitag“ vom November 2007. Über die Eltern von erheblich benachteiligten Kindern in dem Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf, sog. „Hartz-Vierern“ – so werden sie im Viertel genannt –, heißt es:

„Weil ihre Eltern, ihre Mütter, gestolpert, gestrauchelt und gestürzt sind über Sorgen, Schulden, Arbeitslosigkeit, Armut, Angst, Trennung, Ausweglosigkeit. Nichtstun, Egoismus. Verlorene Liebe, Depression, Versagen, Faulheit, Alkohol, Gewalt, Tabletten – bis zum ‚Scheiß egal!‘. Es gibt viele Worte dafür und keines reicht als Erklärung oder gar als Entschuldigung. Aber manche lassen soziale Ursachen deutlicher werden, individuelle Zusammenhänge klarer, das Spinnennetz zwischen beiden sichtbar. Dann kann man helfen – den Kindern und den Eltern“ (Kalinowski 2007).

Das Spinnennetz von gesellschaftlichen, sozialen Ursachen einerseits und individuellen Zusammenhängen zu sehen erfordert ebenso eine klare und komplexe Problemsicht, wie über den Zusammenhang von Armut und kindlichen Entwicklungsrisiken nachzudenken und über die Frage, wie gegen ihn angegangen werden kann. Armut und soziale Benachteiligung sind weiterhin sowohl in ihrer *materiellen* Dimension (als Verteilungs- und materielles Unterstützungsproblem) als auch in ihrer *soziokulturellen* Dimension (als – in einem weiten Sinn – Bildungsproblem) zu begreifen.

Der besonders in der kindlichen Risiko- und Resilienzforschung international bekannte englische Kinder- und Jugendpsychiater und Psychologe Michael Rutter, dass förderliche Verhaltensweisen der Eltern gegenüber ihren Kindern an bestimmte (Mindest-)Voraussetzungen der Gestaltung des eigenen Lebens geknüpft sind:

„Gute Elternschaft erfordert gewisse zulassende Umstände. Die notwendigen Lebensmöglichkeiten und -gelegenheiten müssen gegeben sein. Wo diese fehlen, mögen es selbst die besten Eltern als schwierig empfinden, ihre Fähigkeiten auszuüben“ (Rutter; zit. nach Oppenheim/Lister 1998, 219).

Was brauchen Kinder mit psychosozialen Risiken insbesondere die in Armutslagen – und was kann die Frühförderung hier anbieten? Um auf diese Frage Antworten zu finden, ist es notwendig, zunächst einige Hinweise zum Ausmaß der Armut von Kindern in Deutschland zu geben und dann einige Anmerkungen darüber zu machen, wie sich Armutslagen auf die Situation von Kindern auswirken können. Immer gilt es dabei darauf zu achten, nicht ungewollt (zusätzlichen) Entwertungsprozessen der Kinder und ihrer Angehörigen Vorschub zu leisten.

Bevor ich Sie mit ein paar Zahlen konfrontiere, möchte ich Ihnen einige konkrete Eindrücke davon vermitteln, was es heißt, als Kind in Armut aufzuwachsen. In der „ZEIT“ vom Mai 2003 war eine Reportage mit der bezeichnenden Überschrift „Mittendrin außen vor“ zu lesen. Darin wird die wirtschaftliche und soziale Situation im Berliner Stadtteil Wedding geschildert:

„Im Gesundheitsamt betreut Thomas Abel seit 20 Jahren Kinder aus armen Familien. Man findet ihn am Ende eines kahlen Gangs, doch hinter der Tür seines Sprechzimmers wird es bunt an den Wänden, stapeln sich Stofftiere und Puppen. Die hat der Kinderarzt von zu Hause mitgebracht: ‚Alle Freundlichkeit in diesem Raum ist privat.‘ Armut breitet sich schleichend aus, sagt Thomas Abel. ‚auf leisen Sohlen, sodass jeder wegsehen kann‘. Er selbst kenne aus seiner Kindheit noch die ‚madenweißen Zille-Kinder‘ aus dem Wohnküchenmief in Weddinger Hinterhöfen: ‚Die sehe ich jetzt wieder öfter‘“ (Grefe 2003).

„Und dann (so heißt es in dem Artikel weiter) zählt er ‚Bausteinchen‘ der Armut auf, die sich, über die Generationen und bei anhaltender Arbeitslosigkeit perpetuiert. Manche trügen zu kleine Schuhe, ‚sodass sich die Zehen krümmen‘. ‚Moppelige‘ Jungen und Mädchen betreue er, ‚die haben gar keine Spannung in den Körpern, die laufen wie Autos ohne Stoßdämpfer‘, übergewichtig durch die Droge ‚Süßigkeit‘ und weil niemand sie zur Bewegung anleite. (...)

Zudem wüchsen Armutskinder oft ohne feste Mahlzeitenrhythmen auf, an gedehnten Tagen ohne Struktur, ohne klare Regeln, Werte, Gewissheiten. Niemand vermittele ihnen neue und vielfältige Eindrücke, ‚zum Beispiel bei Ausflügen, was doch ein Kinderleben ausmacht‘ – weil den arbeitslosen Eltern selbst die Energie dazu fehle, das Wissen, schlicht das Geld. Die Folgen all dessen seien ‚Interaktionsarmut, Spracharmut, innere Armut, Abstumpfung. Eine Rundumbedürftigkeit. Diese Kinder erleben die Welt wie durch eine blinde Schaufensterscheibe. Kann sich eine gerechte Gesellschaft leisten, so viele Zukunftschancen zu verbauen? Das alles ist doch bei Kindern immer unverschuldet.‘ Aber auch bei ihren Eltern? ‚Wer selbst nur alimentiert wird‘, antwortet der Arzt, ‚der hat es sehr schwer, mit Stolz etwas weiterzugeben“ (Grefe 2003).

Diese Feststellung des Kinderarztes „Wer selbst nur alimentiert wird, der hat es schwer, mit Stolz etwas weiterzugeben“ verweist auch darauf, dass nach dem amerikanischen Soziologen Richard Sennett (2002) Respekt und damit auch Selbstrespekt ein knapper werdendes und zugleich höchst ungleich verteiltes Gut ist.

Neben der Frage des (Selbst-)Respekts kommt noch ein Weiteres: Der französische Soziologe Pierre Bourdieu bezeichnet Menschen, die in einem Zustand chronischer Deprivation und Benachteiligung leben, als „Menschen ohne Zukunft“ (2001, 283) und beschreibt deren Probleme, ein zukunftsbezogenes, präventives Denken und Verhalten zu entwickeln:

„Die häufig unkoordinierten, inkohärenten ... Verhaltensweisen dieser zukunftslosen, den Zufälligkeiten des ihnen tagtäglich Zustoßenden ausgelieferten und zum ständigen Hin und Her zwischen Wunschträumen und Selbstaufgabe, zwischen der Flucht ins Imaginäre und der fatalistischen Unterwerfung unter die Verdikte des Gegebenen verurteilten Menschen zeugen davon, dass diesseits einer bestimmten Schwelle objektiver Chancen eine strategische Einstellung nicht aufgebaut werden kann, wie der praktische Bezug auf ein manchmal noch in weiter Ferne stehendes Ereignis, zum Beispiel bei der Geburtenkontrolle, es voraussetzt“ (ebd., 284). Wie aber, so ist zu fragen, sollen Menschen, denen die Zukunft abgeschnitten ist, ihre Kinder auf die Zukunft vorbereiten?

1. Definition und Ausmaß der Armut in Deutschland

Mit Armut werden unterschiedliche Vorstellungen verbunden; wo der eine schon von Armut spricht, liegt für den anderen noch keine Armut vor. Vor allem aus pädagogischer Sicht und mit Blick auf die Kinder brauchen wir einen Armutsbegriff, der nicht nur die ökonomische Lage, sondern die Lebenslage insgesamt einbezieht. Dazu verwendet die neuere Armutsforschung ein mehrdimensionales Lebenslagenkonzept. Armut nach dem Lebenslagenkonzept wird verstanden als *materielle Unterversorgung*, die zu Einengung oder Verlust von subjektiven Handlungsspielräumen „in den zentralen Bereichen der

Lebenserhaltung, Arbeit, Bildung, Kommunikation, Regeneration, Partizipation und der Sozialisationsbedingungen“ führt (Chassé 2000, 15). Es ist wichtig, dies noch einmal zu betonen: Die materielle Unterversorgung, das Leben am Minimum, engt die Handlungsspielräume der davon betroffenen Menschen, auch der Kinder, in zentralen Lebensbereichen ein. Leben in Armut bedeutet nicht nur ein ökonomisches Minimum, sondern oftmals auch ein Minimum im Bereich von Bildung, der Kommunikation und nicht zuletzt auch im Bereich sozialer Anerkennung. Das sind die „Bausteine“ der Armut, von denen der Kinderarzt Thomas Abel im Gesundheitsamt des Berliner Bezirks Wedding gesprochen hat.

Auch in der lebenslagenbezogenen Armutsforschung zählt das Einkommen als zentrale Dimension von Armut. Als Schwelle, unterhalb derer Einkommensarmut beginnt, gelten in der Europäischen Union 60 % des durchschnittlichen, hinsichtlich der Haushaltsgröße und -zusammensetzung bedarfsgewichteten Haushaltseinkommens (Nettoäquivalenzeinkommen) eines Landes; bei einem Äquivalenzeinkommen unter 40% wird von „strenger Armut“ ausgegangen (BMGS 2005). Für einen Haushaltsvorstand in Deutschland sind 60 % des durchschnittlichen Haushaltsnettoeinkommens 938 Euro im Monat. Nach Angaben des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin) sind die Einkommensarmutsquoten in Deutschland von 12,0 % im Jahr 1999 auf 17,4 % in 2005 gestiegen und zugleich hat sich bei fast einem Zehntel der Bevölkerung die Armut verfestigt (DIW 2007, 177).

Als weiterer Indikator für Einkommensarmut gelten die Regelsätze der Sozialhilfe („Laufende Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen“ bzw. Sozialgeld z. B. im Rahmen von Hartz IV). Um Ihnen an einem Beispiel die Einkommens- und Lebenslage einer alleinerziehenden Mutter mit drei Töchtern zu verdeutlichen, beziehe ich mich auf eine Reportage in der „ZEIT“ vom August 2006 über die Situation im benachteiligten Hamburger Stadtteil Jenfeld (Kirbach 2006). Diese 41-jährige Frau arbeitet in Teilzeit in einem ambulanten Pflegedienst und erhält dafür monatlich 783 Euro netto. Ansonsten leben sie und ihre drei Töchter von Hartz IV, „ihr sogenannter Gesamtbedarf beträgt 1810 Euro im Monat, inklusive Miete. Von ihrem Verdienst als Pflegekraft (also 783 Euro) wird nach einem komplizierten Schlüssel das meiste abgezogen, es bleibt nur ein Freibetrag von 255 Euro, sodass den vieren nach Abzug der Miete jeden Monat 1465 Euro zur Verfügung stehen. Gemäß der EU-Definition gelten sie damit als arm.“ Wie lebt diese Familie?

In der Dreizimmerwohnung hat die Mutter keinen Raum für sich. „Ein Zimmer teilen die beiden jüngeren Mädchen, die Älteste hat eines für sich allein, und die Mutter hat sich eine Schlafecke im Wohnzimmer eingerichtet. Die Wohnung ist geputzt und aufgeräumt. Die Küche aus Buchenholz ‚habe ich mir erputzt‘, sagt ... (die Mutter) stolz.“ Ein Auto besitzt sie nicht. „Mal ins Theater gehen oder in den Hafen fahren – das ist für uns nicht drin, das fängt ja schon mit dem Fahrgeld an“, sagt die Mutter, die im Hinblick auf ihre Töchter den sog. „Kreislauf der Armut“ durchbrechen möchte. Sie setzt alles daran, dass ihre drei Töchter den Realschulabschluss schaffen. Die Mutter wörtlich: „Ich bin locker, aber in Sachen Schule bin ich sehr streng“ (Kirchbach 2006, 14),

2. Armut bei Kindern in Deutschland

2.1 Daten zum Ausmaß der Armut bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland

Armut betrifft in Deutschland vor allem Familien mit Kindern (insbesondere Einelternfamilien, ‚kinderreiche‘ Familien ab drei Kindern und Migrantenfamilien). Je jünger sie sind, desto höher steigt ihr Armutsrisiko. Insgesamt leben zurzeit 2,5 Millionen Kinder und Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr von Hartz IV, gelten also als arm.

Mit dieser Zahl haben wir noch keine verlässlichen Hinweise über die Lebenssituation, die subjektive Befindlichkeit und die Entwicklungsperspektiven von Kindern in Armut. Inwieweit sind diese Kinder nicht nur arm, sondern auch „arm dran“, d. h. in ihren Lebens- und Entwicklungsperspektiven gravierend beeinträchtigt? Schon wegen der Vielgestaltigkeit und Dauer familiärer Armut verbietet es sich, hier voreilige Schlüsse zu ziehen. Jedoch verfügen wir über viele empirische Belege zum Zusammenhang von Armut und Deprivation einerseits und kindlichen Entwicklungsgefährdungen andererseits. Es ist hier vor allem an die Längsschnittstudien von Risikokindern zu denken, z. B. an die schon „klassische“ Kauai-Studie (Werner/Smith 1992), die Mannheimer Risikostudie (Laucht et al. 1999; Laucht 2003) oder die Züricher Längsschnittstudie (Largo et al. 1989; 1990). In diesen Studien konnte der hemmende Einfluss psychosozialer Risikofaktoren und eines niedrigen sozioökonomischen Status vor allem auf die kognitive und emotionale Entwicklung belegt werden. Largo kommt bei seinen Befunden aus der Schweiz zu dem Schluss:

„Der sozioökonomische Status bestimmt die intellektuelle Entwicklung weit mehr als sämtliche derzeitig erfassbaren pränatalen und perinatalen Risikofaktoren“ (1995, 17).

Auch wenn psychosoziale Risiken und ein niedriger sozioökonomischer Status nicht einfach mit Armut gleichgesetzt werden dürfen, bestehen zwischen ihnen enge Zusammenhänge. Diese möchte ich zunächst im Überblick darstellen (vgl. Abb. 1) und anschließend kurz verdeutlichen.

2.2 Kinderarmut und Entwicklungsgefährdung: Aspekte einer komplexen Beziehung

Inwieweit Armut für Kinder eine entwicklungsgefährdende Wirkung hat, hängt von verschiedenen Faktoren ab (vgl. Abb.1).

- **Komplexität und Intensität von Armut**

Es ist zu unterscheiden, ob die Armutssituation vor allem die finanzielle Seite betrifft oder ob eine Familie unter einer multidimensionalen und schwerwiegenden Unterversorgung in zentralen Lebensbereichen leidet, wie Einkommen, Arbeit, Wohnen, Ernährung, Bildung, Gesundheit und psychischem Wohlergehen. Im zweiten Fall bestehen entsprechend mehr Ansatzpunkte für kindliche Entwicklungsgefährdungen.

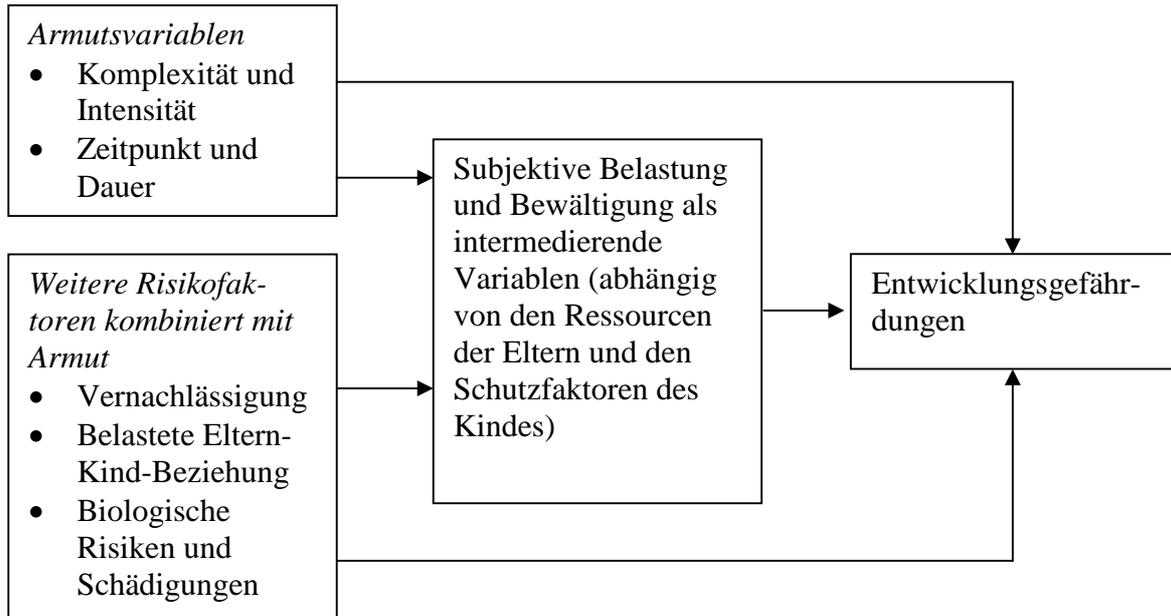


Abb. 1: Direkte und indirekte Einflüsse von Armutsvariablen und kovariierenden Faktoren auf die kindliche Entwicklung

- **Zeitpunkt und Dauer der Armut**

Die ersten Lebensjahre sind eine besonders kritische Zeitspanne für deprivierende Einflüsse auf die kindliche Entwicklung. Ökonomische und psychosoziale Belastungen, existentielle Unsicherheiten und damit im Zusammenhang stehende ungünstige Belastungsreaktionen erschweren es Eltern, „intuitive elterliche Kompetenzen“ (Papoušek 1997, 18) zu entfalten und mit ihren Kindern in eine entwicklungsanregende Interaktion zu treten. Dabei ist es im Hinblick auf unangemessene Schuldzuschreibungen wichtig zu betonen, dass das für die Bindungssicherheit der Kinder notwendige *feinfühlig*e Verhalten der primären Bezugsperson(en), z. B. der Mutter, nicht nur von deren Persönlichkeitsmerkmalen abhängt, sondern von ihrer gesamten Lebenswirklichkeit:

„Mütter, die keinen sozialen Rückhalt in ihrer Rolle erhalten oder deren Lebenssituation in starkem Maße fremdbestimmt ist, sei es durch materielle Not oder durch Unterdrückung, sind weniger gut in der Lage, dem Kind emotionale Bindungssicherheit zu geben“ (Siegrist 2002, 13).

Bereits an dieser Stelle sei erwähnt, dass die Frühförderung gerade in dieser frühen Eltern- und Mutter-Kind-Interaktion eine bedeutsame Aufgabe haben kann, nämlich den Müttern Rückhalt in ihrer Rolle zu geben und gemeinsam mit ihnen Gelegenheiten einer entlasteteren und förderlichen Interaktion mit ihrem Säugling oder Kleinkind zu schaffen (vielfältige Anregungen dazu sind z. B. dem Buch „Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern“ von Ziegenhain et al. 2004 zu entnehmen).

Wie viele US-amerikanische Längsschnittstudien (z. B. Duncan/Brooks-Gunn 1997) belegen, ist chronische Armut ein wesentlich größeres Risiko für die kognitive und sozial-emotionale Entwicklung als kürzere Armutsperioden. Bereits fünfjährige Kinder

weisen deutliche Belastungssymptome, wie Ängstlichkeit und depressives Verhalten, auf, diejenigen in chronischer Armut am stärksten (Lindmeier 2006, 33). Nach einer deutschen Studie der Arbeiterwohlfahrt, die ich noch genauer vorstellen werde, besuchen elfjährige Kinder in Dauerarmut am häufigsten Haupt- und Sonderschulen oder sind bei den Klassenwiederholer/innen zu finden (Holz/Puhlmann 2005, 75, Abb.2).

- **Subjektive Belastung und Bewältigung von Armut**

Ob und in welchem Umfang Armut ein Entwicklungsrisiko darstellt, hängt auch davon ab, wie die betroffenen Familien mit den Belastungen umgehen und welche Bewältigungsstrategien sie entwickeln. Oftmals versuchen Familien sich durch veränderte Haushaltsführung, z. B. durch Einsparungen im Bereich von Urlaub und Anschaffungen, der Kleidung und Nahrung, an die verminderte Einkommenssituation anzupassen. Dabei zeigt sich, dass sie vor allem bei sich sparen, um Einschränkungen bei den Kindern zu vermeiden. Ich erinnere an die Mutter im Hamburger Stadtteil Jenfeld, die auf ein eigenes Schlafzimmer verzichtet, um den Kindern möglichst viel Wohnraum zu überlassen.

Allerdings ist Armut nicht selten ein Biotop, in dem Stress und Streit wie giftige Pilze gedeihen. Es besteht die Gefahr, dass Eltern ungünstig auf die Belastungen reagieren, reizbarer werden, Inkompetenzgefühle und ein willkürliches Strafverhalten ihren Kindern gegenüber entwickeln und zu depressiven Verstimmungen neigen, wodurch auch der Familienzusammenhalt beeinträchtigt wird (vgl. Walper 1995, 199). Solche risikoverstärkende Variablen der Armut können vermindert werden, wenn die Betroffenen über individuelle, familiale und kontextuelle Ressourcen verfügen (z. B. Bildungsressourcen der Eltern, die Stabilität ihrer Beziehung und die Unterstützung durch soziale Netzwerke). Derartige Ressourcen vermindern auch die Verletzbarkeit der Kinder bei armutsbedingten Stressoren. Petra Hölscher befragte 13- und 14-jährige Jugendliche in Armut über ihre Bewältigungsstrategien. Diese Jugendlichen nannten neben Gesprächen mit den Eltern, vor allem der Mutter, häufig auch Gespräche mit der besten Freundin oder dem besten Freund als aktive Strategien. Dies setzt aber voraus, eine Freundin oder einen Freund zu haben.

Bestätigt werden diese Zusammenhänge durch die sog. Resilienzforschung (z. B. Werner 1999). Sie zeigt, dass Kinder und Jugendliche, die in deprivierenden Lebensverhältnissen aufwachsen, dann mehr innere Widerstandskräfte (Resilienz) gegen diese ungünstigen Bedingungen entwickeln, wenn sie über eine länger andauernde verlässliche Beziehung zu einer unterstützenden Person innerhalb und außerhalb der Familie verfügen. Insbesondere erweist sich eine positive Mutter-Kind-Interaktion als wichtiger Schutzfaktor (Laucht 2003).

Aus den Ergebnissen der Resilienzforschung lässt sich bereits für die Frühförderung eine bedeutsame Aufgabenstellung ableiten, nämlich Kindern in psychosozial hochbelasteten Lebenswelten längerfristige Zugänge zu verlässlichen, kompetenten und fürsorglichen Erwachsenen anzubieten, die positive Rollenmodelle für sie darstellen, die Vertrauen in ihre Problemlösungsfähigkeiten haben und ihnen dieses widerspiegeln und die ihr Selbstwertgefühl stärken (Werner 1997, 201). Besonders eindrucksvoll ist ein Ergebnis aus der Kauai-Studie. Die Kinder, die sich trotz ihrer äußerst belasteten Lebensverhältnisse in der Kindheit ‚gut‘ entwickelt hatten, konnten sich auch nach 40 Jahren an mindestens eine/n Lieblingslehrer/in erinnern.

3. Armut in Kombination mit weiteren Entwicklungsrisiken

Im Zusammenhang mit Armutssituationen treten häufig weitere Risikofaktoren der kindlichen Entwicklung auf. Zwar können sie auch unabhängig davon vorkommen; in Koexistenz mit Armut erhöht sich jedoch ihr entwicklungspezifisches Gefährdungspotenzial.

3.1 Kinder in Vernachlässigungssituationen

Vernachlässigung – als „chronische Unterversorgung des Kindes durch die nachhaltige Nichtberücksichtigung, Missachtung oder Versagung seiner Lebensbedürfnisse“ (Schone et al. 1997, 21) – ist zwar „prinzipiell schichtunabhängig“ (29). Sie tritt jedoch zusammen mit chronischen und komplexen Armutssituationen gehäuft auf. Dies zeigt die folgende Zusammenstellung von Bedingungen der Vernachlässigung (Abb. 2).

- *Finanzielle/materielle Situation:* Armut, Arbeitslosigkeit, Verschuldung, Obdachlosigkeit etc.
- *soziale Situation:* soziale Isolation, Mangel an Hilfsangeboten, schwieriges Wohnumfeld, Schwellenängste gegenüber helfenden Instanzen etc.
- *familiale Situation:* Desintegration in der eigenen Familie, Alleinerziehen, Trennung/Scheidung der Eltern etc.
- *persönliche Situation der Erziehungspersonen:* eigene Mangelenerfahrungen der Eltern, unerwünschte Schwangerschaft, mangelnde Leistungsfähigkeit, psychische und physische Überforderung, Behinderung der Eltern, Sucht etc.
- *Situation des Kindes:* Behinderung des Kindes, Krankheitsauffälligkeit, schwieriges Sozialverhalten etc. [z. B. sog. „Schreikinder“; H. W.]

Abb. 2: Risikofaktoren für Vernachlässigung (Schone et al. 1997, 32)

In der Kombination mit sonstigen deprivierenden Bedingungen entfaltet Vernachlässigung gravierende entwicklungsbehindernde Wirkungen, da die betroffenen Kinder meist nicht nur in ihren emotionalen Bedürfnissen und in ihren Bedürfnissen nach Anregung, Spiel und Selbstentfaltung unzureichende Zuwendung erhalten, sondern oft auch in den Grundbedürfnissen der Ernährung, der Pflege, des (körperlichen) Schutzes und der gesundheitlichen Versorgung – bis hin zu einer manchmal auch buchstäblichen Existenzgefährdung des Kindes, die uns in den Todesfällen von Kindern in jüngster Zeit drastisch vor Augen geführt worden ist. Darin besteht häufig ein wichtiger Unterschied zu emotionalen Vernachlässigungssituationen, wie sie auch in anderen sozialen Schichten vorkommen und die in ihrer Brisanz keineswegs verkannt werden sollen.

3.2 Biologische Risiken

Das „Deutsche Ärzteblatt“ hat im Oktober 2007 ein Themenheft zum Zusammenhang von Armut und Gesundheit herausgegeben. Dort findet sich z. B. die Schlagzeile „Armut ist ein Karzinogen“. Die ökonomische und soziale Determiniertheit von Krankheiten und biologischen Risiken zeigt sich auch im Säuglings- und Kindesalter. Frühgeburtlichkeit und niedriges Geburtsgewicht, prä-, peri- und postnatale Komplikationen, Fehlernährung und ein belasteter gesundheitlicher Status treten zwar auch unabhängig von Armut auf; ihre Häufigkeit ist jedoch bei Kindern, die unter depriverenden sozioökonomischen Lebensbedingungen aufwachsen, erhöht. So lag zwischen 1993 und 1996 in sozial benachteiligten Stadtteilen Hamburgs die Zahl der Klinikbehandlungen bei Neugeborenen etwa 1,5- bis 2-mal so hoch als bei Neugeborenen in privilegierten Wohngebieten. Die Erkrankungen hatten ihren Ursprung in der vorgeburtlichen Zeit (Zimmermann et al. 2000, 116, Tab. 12).

Auch der Kinder- und Jugendgesundheitsurvey des Robert-Koch-Instituts erbrachte hinsichtlich der Häufigkeit von psychischen und Verhaltensauffälligkeiten vor allem bei 3- bis 10-Jährigen ein eindeutiges Ergebnis: Je niedriger der Sozialstatus, desto häufiger sind die Kinder auffällig (vgl. Abb. 3).

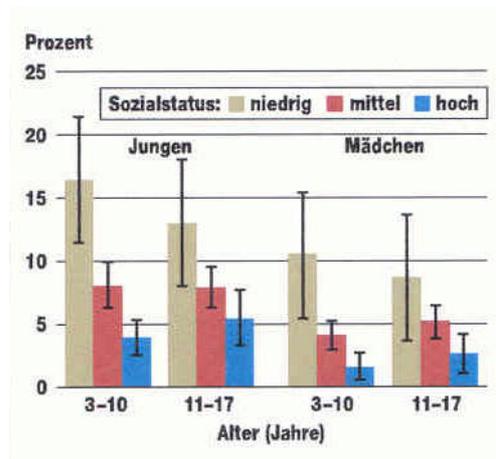


Abb. 3: Kinder und Jugendliche mit psychischen und Verhaltensauffälligkeiten nach Sozialstatus (Elternangaben, n = 14 375) (Lampert; Kurth 2007, A 2947)

Zudem existieren deutliche Zusammenhänge zwischen Armut und sozialer Benachteiligung einerseits und der Auftretenshäufigkeit kindlicher Behinderungen andererseits. Dazu heißt es im „Elften Kinder- und Jugendbericht“ des Bundesfamilienministeriums: „Es besteht ein Zusammenhang zwischen sozialer Schichtzugehörigkeit und Behinderung – und zwar nicht nur im Falle der so genannten Lernbehinderung. Die unteren sozialen Schichten sind bei nahezu allen Behinderungsarten überproportional betroffen“ (BMFSFJ 2002, 222).

4. Was brauchen Kinder in Armutslagen für ihre Entwicklung? Zum Stellenwert und zu Problemen der Frühförderung bei diesen Kindern

Lassen Sie mich auf die einleitend skizzierten ideologischen Auseinandersetzungen zu den Zusammenhängen von Armut und Benachteiligung einerseits und dem Verhalten der Menschen in prekären Lebenslagen andererseits zurückkommen. Sie spielen auch bei der Frage, wie diesen Kindern am wirkungsvollsten geholfen werden kann, eine wichtige Rolle.

Katharina Rutschky (2003), die u. a. mit einem Buch über die „Schwarze Pädagogik“ bekannt geworden ist, hat in einer Sammelrezension drei neue Studien über Kinderarmut besprochen. Im Blick auf eine Thüringer Studie von Chassé et al. mit dem Titel „Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen“ (2003) kommt sie zu folgender Bewertung:

„(...) Gefangen in einem Gespinnst von Wohlmeinung und Moral, scheut man sich, der eigentlichen Armut in einer immer noch reichen Gesellschaft wie der Bundesrepublik wirklich ins Auge zu blicken. Arm ist kein Kind, dessen Eltern Sozialhilfe beziehen – arm ist es, weil die Eltern und Mütter über null soziokulturelles Kapital verfügen. Daraus folgte eine Votum nicht für die Umverteilung von Geld, sondern für gute Kinderhorte und Ganztagschulen und ein flächendeckendes Angebot an kulturellen Freizeitmöglichkeiten für diese Kinder ...“ (Rutschky 2003, 12).

Ähnlich wie Nolte (und Künast mit dem zitierten Stern-Artikel) deutet auch Rutschky Kinderarmut und ihre Auswirkungen verkürzend als Folge ‚unangepassten‘ elterlichen Verhaltens. In einem Punkt scheint sie sich jedoch von Nolte zu unterscheiden. Dieser fordert, Angehörige der „verwahrlosten Unterschicht“ zu erziehen, wenn ihre (sub-)kulturellen Verhaltensmuster die „Menschen im Ghetto marginalisierter Lebensformen“ einschnüren (Nolte 2003, 9) – was immer er hier unter „Erziehung“ auch verstehen mag. Hingegen scheint Rutschky den Fokus notwendiger gesellschaftlicher Hilfen nur mehr auf die betroffenen Kinder und Jugendlichen selbst zu richten – also außerhalb ihrer Familien. Sicher ist ihr in den Forderungen nach einem Ausbau von Betreuungs- und Freizeitangeboten beizupflichten. Von Beratungsangeboten und Erziehungshilfen für die Eltern und Familien z. B. im Rahmen einer familienorientierten Frühförderung ist bei ihr allerdings nicht die Rede – wie sollte dies auch jemand, der Eltern und Müttern „null soziales Kapital“ attestiert.

Katharina Rutschky befindet sich damit nicht allein. Vor einigen Jahren hat Brigitte Schwarzbach (1998) dafür plädiert, entwicklungsgefährdete Kinder, die in schwierigen Lebensverhältnissen aufwachsen, in den neuen Bundesländern nicht im Rahmen der familienbezogenen Frühförderung, sondern in Kinderkrippen und Kindertagesstätten speziell zu fördern, weil der „Beeinflussung der elterlichen Erziehungskompetenz bzw. der Verbesserung des familiären Anregungsmilieus“ oftmals „deutliche Grenzen“ gesetzt sind (Häuser 1997; zit. nach Schwarzbach 1998, 77). Eine solche letztlich resignative Position, was die Arbeit mit den Eltern von Kindern mit umweltbedingten Entwicklungsgefährdungen betrifft, hat eine lange Tradition. Sie zeigt sich zugespitzt in einer Äußerung des Blindenlehrers J. G. Knie auf seiner „Pädagogische[n] Zeitreise durch Deutschland im Sommer 1835 ...“:

„Wäre es möglich die Kinder aller unsittlichen armen Eltern von diesen zu entfernen und unter bessern Einwirkungen zu erziehen, so würde man den Faulbaum der Armuth und Unsittlichkeit am sichersten entwurzeln“ (Knie 1837, 341).

Auch hier fällt die pauschale, moralgeladene Zuordnung von ‚arm und unsittlich‘ auf. Und zu fragen ist auch: Würde man damit die Kinder nicht aus ihrem Herkunftsmilieu entwurzeln?

Der Glaube, entwicklungsgefährdete Kinder in Armut und Benachteiligung bereits in ihren frühen Jahren, nur außerhalb ihrer Familien am wirksamsten fördern zu können und damit den „Faulbaum der Armuth“ zu entwurzeln würde nicht nur dem Gebot der *konzertierten Verantwortung* von Familie und Gesellschaft für das förderliche Wohlergehen von Kindern widersprechen. Er würde auch die Forschungsergebnisse zur Wirksamkeit früher Hilfen ignorieren, die uns gerade zur Beantwortung der Frage, wie kann entwicklungsgefährdeten Kindern in Armutslagen geholfen werden, viele Hinweise geben können.

5. Zur Wirksamkeit früher Hilfen bei entwicklungsgefährdeten Kindern in Armut und Benachteiligung

Ich wähle hier bewusst „frühe Hilfen“ als einen Sammelbegriff inklusive der Frühförderung¹, der alle Maßnahmen für Kinder, Eltern und Familien einschließt, die dazu beizutragen versuchen, die Entwicklungsbedingungen eines unter schwierigen Lebensverhältnissen wie Armut aufwachsenden Kindes zu verbessern. Dazu gehören Maßnahmen einer „Home-based-Förderung“, z.B. durch Frühförderstellen in der häuslichen Lebenswelt des Kindes, ebenso wie „Center-based-Förderung“, also spezielle Fördermaßnahmen in Krippen oder Kindertagesstätten. Die zahlreichen, insbesondere US-amerikanischen Forschungsbefunde zur Wirksamkeit früher Interventionen bei Kindern, die in hoch belasteten Verhältnissen aufwachsen, zeigen, dass hier durchaus eine vorsichtig-optimistische Einschätzung angebracht ist (ich verweise auf den Aufsatz von Toni Mayr 2000 in dem Buch „Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen“).

Allerdings ist diese Wirksamkeit an bestimmte Bedingungen gebunden:

➤ *Möglichst frühzeitige und längerfristige Interventionen*

Besonders die ersten Lebensjahre sind eine kritische Zeitspanne für den Einfluss armutsbedingter Risikofaktoren; denn sie „begünstigen die Ausbildung dysfunktionaler familiärer Interaktionsmuster“ (Mayr 2000, 159). Daher kommt es darauf an, durch die Intervention in der Familie die Störungsdynamik frühzeitig und längerfristig zu minimieren.

¹ Leider wird in die derzeit sich regional und auf Bundesebene entwickelnden „Frühen Hilfen“ im Sinne eines wirksameren Kinderschutzes, insbesondere in das „Nationale Zentrum Frühe Hilfen“, die Interdisziplinären Frühförderstellen nicht bzw. nicht hinreichend einbezogen (Thurmair 2008; Naggl/Thurmair 2008).

➤ *Intensität der Intervention*

Interventionsansätze in der Familie können bei mehr wöchentlichen Hausbesuchen größere Wirkungen erzielen. Dies setzt allerdings eine entsprechende Akzeptanz der Familie voraus. Dabei sind auch zeitlich dichtere und zeitlich weniger dichte Abschnitte denkbar. Eine hinreichende Intensität kann vor allem auch durch die Kombination familienorientierter („home-based“) und außerfamiliärer („center-based“) Förderung in Institutionen (z. B. Kinderkrippen und Kindergärten) erreicht werden.

➤ *Ermöglichung von Schutz und Sicherheit und verlässlichen Beziehungen zu (erwachsenen) Bezugspersonen (Klein 2002, 70)*

Wie die Bindungs- und die Resilienzforschung zeigen, stellen verlässliche Beziehungserfahrungen mit signifikanten Personen, insbesondere den Eltern (der Mutter), und weiteren Personen aus dem familiären und außerfamiliären Umfeld (z. B. ältere Geschwister, Verwandte, Nachbarn), aber auch mit Fachpersonen, z. B. Erzieherinnen in Krippen und Kindergärten, eine „sichere Basis“ (Bowlby) und einen wichtigen Schutzfaktor für die Entwicklung von Kindern dar. Daher kommt es darauf an, Eltern (Mutter) in der Beziehung und Interaktion mit ihrem Kind zu stärken, aber auch gegebenenfalls zu versuchen, eine verlässliche Beziehung des Kindes zu einer anderen Bezugsperson anzuregen und zu sichern (Kühl 2003, 58). In einer „Center-based-Förderung“ sollte darauf geachtet werden, dass Kinder aus deprivierenden Verhältnissen eine verlässliche Beziehung zu (mindestens) einer signifikanten Person aufbauen können.

➤ *Fokussiertes Arbeiten innerhalb eines breiten Spektrums vernetzter, inhaltlich abgestimmter Hilfeangebote*

Notwendig ist ein mehrdimensionaler Ansatz: finanzielle, soziale und emotionale Unterstützung; konkrete Hilfen in der Alltagsgestaltung; Beratung und Unterstützung in Fragen des förderlichen Zusammenlebens mit dem Kind/den Kindern. Gerhard Klein (2002, 70) kommt bei der Auswertung der Forschungslage zu dem Schluss, dass „frühe Hilfen“ umso wirksamer sind, „je mehr sie die Alltagsbedürfnisse der Kinder befriedigen und ihre Lebenslage verbessern“.

Die Komplexität eines solchen Ansatzes kann jedoch nicht heißen, dass die einzelne Mitarbeiterin in einem Interventionsprogramm, z. B. im Rahmen wöchentlicher Hausbesuche, all die gebotenen Aufgaben übernimmt. Frühförderung kann hier nur Teil eines vernetzten Gesamtangebotes sein. Die Arbeitsteilung erfordert Kooperation und Vernetzungen mit anderen Institutionen des Sozialsystems, insbesondere mit der Jugendhilfe, z. B. der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Diese funktioniert in der Praxis leider noch nicht hinreichend, wie besonders Gerhard Klein in seinem lesenswerten Buch „Frühförderung bei Kindern mit psychosozialen Risiken“ (2002) herausgearbeitet hat.

➤ *Flexibilität und individueller Zuschnitt der Frühförderangebote hinsichtlich Intensität, Dauer, Formen, Methoden und inhaltlicher Schwerpunkte*

Die Angebote sind auf die jeweiligen Möglichkeiten und Bedürfnisse des Kindes und der Familie individuell zuzuschneiden, damit frühe Intervention nicht zu einer „fürsorglichen Belagerung“ der Familie wird. Dies erfordert ein möglichst genaues Achten auf diese Bedürfnisse: Wo stehen Familien in ihrer Entwicklung? Was können Eltern in der Zusammenarbeit investieren? Was sind ihre eigenen Erfahrungen bezüglich ihrer Situation und der des Kindes bzw. der Kinder?

- *Kontinuität der Maßnahmen insbesondere über die ökologischen Übergänge wie den Eintritt in den Kindergarten oder in die Schule hinweg*

Wirksame Frühförderung bei Kindern mit armutsbedingten Entwicklungsgefährdungen ist nicht zum Billig-Tarif zu haben. Jedoch zeigen US-amerikanische Kosten-Nutzwert-Studien auch, dass jeder im Frühbereich investierte Dollar um mindestens das Vierfache an Folgekosten in späteren Jahren von Jugendlichen und Erwachsenen einspart (Barnett 2000).

Lassen Sie mich noch kurz etwas zur Frage „Home-based-“ oder „Center-based-Förderung“ sagen. Diese könnte im Zuge der Verteilungskämpfe im sozial- und bildungspolitischen Bereich sowie durch die stärkere gesellschaftliche und politische Unterstützung für Krippenplätze und Kindertageseinrichtungen auch in Westdeutschland an Brisanz gewinnen. Zieht man die amerikanische Forschung heran, spricht einiges für diese Position: Es gibt zu denken, „dass die direkte Förderung in einer Einrichtung – zumindest was die geistige Entwicklung betrifft – größere und länger andauernde Effekte bewirkt als indirekte Interventionen über die Eltern“ (Mayr 2000, 151).

Andererseits zeigen die Befunde aus den USA auch, dass es bei der Frage „Home-based-“ oder „Center-based-Förderung“ nicht um eine sich gegenseitig ausschließende Alternative gehen sollte. Besonders wirksame Projekte schlossen nämlich neben frühzeitiger, ganztägiger „Center-based-Förderung“ der Kinder regelmäßige Beratungsbesuche in der Familie ein (Mayr 2000, 147). Offenbar führt ein breit angelegter Ansatz mit „Center-based-“ und „Home-based“-Komponenten zu den nachhaltigsten Wirkungen sowohl in der kognitiven wie in der sozial-emotionalen Entwicklung der Kinder (vgl. Mayr 2000, 160 f.). So konnten Mütter, die bei ihrem erstgeborenen Kind Beratung und Hilfe erhielten, die bei diesem Kind erworbenen förderlichen Umgangsweisen auf ihre später geborenen Kinder ein Stück weit übertragen (wobei auch hier institutionelle Tagesbetreuung für das Kind angeboten wurde) (Seitz; Apfel 1994). In diesem Transfereffekt wird ein besonderer Vorteil familienbezogener Förderprogramme gesehen.

Auf diese Kombination von „Center-based-“ und „Home-based-Förderung“ möchte ich hinweisen, wenn mittelfristig auch in Westdeutschland – zu Recht – ein Krippensystem entsteht, das für rund ein Drittel der Kinder in den ersten drei Lebensjahren Plätze bereitstellt. Aus fachlicher Sicht sollten „Center-based“-Frühförderung (z.B. in möglichst integrativ eingerichteten Krippen) und „Home-based“-Frühförderung nicht in Konkurrenz zueinander stehen, vielmehr sich ergänzen. Daher sollten Krippeneinrichtungen offen sein für Frühförderstellen und sie nicht als Konkurrenzinstitution sehen (in dem Sinne: Wir machen schon selbst das Richtige für unsere Kinder).

Ein Letztes: Die Bedeutung der Frühförderung für den Kinderschutz und das Kindeswohl gravierend vernachlässigter und misshandelter Kinder

Wie ich eingangs erwähnt habe, unternimmt die Politik erste Schritte, um einen besseren Schutz für Kinder in bedrängten Lebenssituationen zu erreichen. Erwähnt sei das Aktionsprogramm des Bundesfamilienministeriums „Frühe Hilfe für Eltern und Kinder und soziale Frühwarnsysteme“. Nicht nur in diesem Aktionsprogramm, auch in anderen Foren, Gremien und Modellprojekten, die im Sinne eines wirksameren Kinderschutzes gegründet worden sind, wird die Frühförderung so gut wie nicht erwähnt (vgl. Thurmair;

Naggl, 6). Dies verwundert umso mehr, weil in diesen neuen Kinderschutzaktivitäten zu Recht die Kooperation und Vernetzung der bestehenden Hilfesysteme für Kinder und Familien großgeschrieben wird. Wie gesagt zu Recht; denn es ist bedrückend, wie Kinder deshalb sterben mussten, weil die mit ihnen befassten Institutionen nicht hinreichend zusammengearbeitet haben. In seinem in der Zeitschrift Jugendwohl erschienenen Artikel „Kevins Tod – ein Beispiel für missratene Kindeswohlsicherung“ stellt Hoppensack (2007, 303) fest: „Im Fall Kevin sind etwa 25 verschiedene Institutionen und Dienste mit einer nicht genau zu ermittelnden Zahl von Fachleuten tätig geworden ... An einer geordneten durchgehenden systematischen Zusammenarbeit hat es im Allgemeinen gefehlt.“

Dass die Frühförderung in die neuen Kinderschutzaktivitäten nicht, jedenfalls bisher nicht hinreichend einbezogen wird, verwundert umso mehr, als gerade sie seit nunmehr über drei Jahrzehnte eine hohe fachliche Kompetenz und Expertise besonders auch bei Kindern mit gravierenden psychosozialen Entwicklungsgefährdungen erworben hat. Nicht also aus institutionsspezifischen Interessen halte ich es für verhängnisvoll, die Frühförderung hier nicht in ein vernetztes System der Hilfe für diese Kinder einzubeziehen, sondern im Interesse dieser Kinder und ihrer Familien. Allerdings müssen dazu die Essentials der Frühförderung wie Familiennähe und Niedrigschwelligkeit erhalten bleiben und nicht einer Demontage und Destruktion seitens der öffentlichen Hände wie z.B. in Bayern und auch anderen Bundesländern zum Opfer fallen.

Ich bitte Sie um Verständnis, dass ich mit diesem ernüchternden Fazit schließe, und danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Literatur

- Barnett, W. St.: Economics of early childhood intervention. In: Shonkoff, J. P.; Meisels, S. J. (eds.): Handbook of early childhood intervention. Cambridge ²2000, 589–610
- BMFSFJ (Hrsg.): Elfter Kinder- und Jugendbericht. Bonn 2002
- BMGS (Hrsg.): Lebenslagen in Deutschland. Der 2. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin 2005
- Bourdieu, P. (2001): Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt/Main
- Chassé, K. A. (2000): Armut in einer reichen Gesellschaft. Begrifflich-konzeptionelle, empirische, theoretische und regionale Aspekte. In: Weiß, H. (Hrsg.): Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen. München/Basel, 12–32
- Chassé, K. A.; Zander, M. & Rasch, K. (2003): Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. Opladen
- DIW Berlin (2007): Wochenbericht vom 21.03.2007, 74, Nr. 12
- Duncan, G. J.; Brooks-Gunn, J. (eds.) (1997): Consequences of growing up poor. New York
- Grefe, Ch. (2003): Mittendrin außen vor. Armut ist schlimm. Noch schlimmer ist das Gefühl, nicht gebraucht zu werden. Eine Reportage aus dem Berliner Wedding. In: Die Zeit vom 28.05.2003, Nr. 23, 41
- Häuser, D.: Veränderte Kindheit – neue Herausforderungen an die Frühförderung. In: Vereinigung für Interdisziplinäre Frühförderung e. V., Ländervereinigung Berlin/Brandenburg (Hrsg.): Rundbrief 5 (1997)
- Hölscher, P. (2003): Immer musst Du hingehen und praktisch betteln. Wie Jugendliche Armut erleben. Frankfurt/M.
- Holz, B.; Puhmann, A. (2005): Alles schon entschieden? Wege und Lebenssituation armer und nicht-armer Kinder zwischen Kindergarten und weiterführender Schule. Frankfurt/Main
- Hoppensack, H.-Ch. (2007): Kevins Tod – eine Beispiel für missratene Kindeswohlsicherung. In: Unsere Jugend 59, 290–305

- Kalinowski, B. (2007): Salut für den ersten Schnee. Ein Haus am Rande Berlins. Wenn alles gut geht, finden Kinder hier ihre Kindheit wieder. In: Freitag vom 23.11.2007, Nr. 47, 3. Im Internet unter <http://www.Freitag.de/2007/47/07470301.php>
- Kirchbach, R. (2006): Armutzeugnis für Hamburg. Die Hansestadt boomt, ihre City wächst schnell – doch es wächst auch die Zahl der Kinder, die diesen Reichtum nur von fern kennen. In: Die Zeit vom 03.08.2006, Nr. 32, 11–14
- Klein, G. (2002): Frühförderung für Kinder mit psychosozialen Risiken. Stuttgart
- Knie, J. G.: Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835, auf der ich elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisenanstalten besucht und nachfolgende Blätter beschrieben habe. Stuttgart, Tübingen 1837 (Nachdruck Würzburg 1994)
- Kühl, J. (2003): Kann das Konzept der „Resilienz“ die Handlungsperspektiven in der Frühförderung erweitern? In: Frühförderung interdisziplinär 22, 51–60
- Künast, R.: Jedes Kind ist unsere Zukunft. In: Frankfurter Rundschau vom 11.2.2005, Nr. 35, 7
- Lampert, Th.; Kurth, B.-M. (2007): Sozialer Stauts und Gesundheit von Kindern und Jugendlichen. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS): In: Deutsches Ärzteblatt 104, 43, A 2944–A 2949
- Largo, R. H.: Kindliche Entwicklung und psychosoziale Umwelt. In: Schlack, H. G. (Hrsg.): Sozialpädiatrie. Stuttgart, Jena, New York 1995, 7–22
- Largo, R. H.; Pfister, D.; Molinari, L.; Kundu, S.; Lipp, A. & Duc, G.: Significance of prenatal, perinatal and postnatal factors in the development of AGA preterm infants. In: Developmental Medicine and Child Neurology 31 (1989) 440–456
- Largo, R.; Graf, S.; Kundu, S.; Hunziker, U. & Molinari, L.: Predicting developmental outcome at school age from infant tests of normal, at risk and retarded infants at five to seven years. In: Developmental Medicine and Child Neurology 32 (1990) 30–45
- Laucht, M.; Esser, G.; Schmidt, M. H.: Was wird aus Risikokindern? In: Opp, G.; Fingerle, M.; Freytag, A. (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München, Basel 1999, 71–93
- Laucht, M.: Vulnerabilität und Resilienz in der Entwicklung von Kindern. Ergebnisse der Mannheimer Längsschnittstudie. In: Brisch, K. H. & Hellbrügge, Th. (Hrsg.): Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern. Stuttgart 2003, 53–71
- Lindmeier, B. (2006): Erleben von Armut und Bewältigungsstrategien von Kindern und Jugendlichen. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 29, 1, 30–41
- Mayr, T.: Entwicklungsrisiken bei armen und sozial benachteiligten Kindern und die Wirksamkeit früher Hilfen. In: Weiß, H. (Hrsg.): Frühförderung mit Kindern und Familien in Armutslagen. München, Basel 2000, 142–163
- Mielck, A.: Armut und Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen: Ergebnisse der sozial-epidemiologischen Forschung in Deutschland. In: Klocke, A.; Hurrelmann, K. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen, Wiesbaden 1998, 225–249
- Naggl, M.; Thurmair, M. (2008): Frühförderung und Kindeswohl – Frühe Hilfen für entwicklungsgefährdete Kinder. In: Frühförderung interdisziplinär 27, 52–66
- Nolte, P. (2003): Das große Fressen. Nicht Armut ist das Hauptproblem der Unterschicht. Sondern der massenhafte Konsum von Fast Food und TV. In: Die Zeit vom 17.12.2003, Nr. 52, 9
- Oppenheim, C.; Lister, R.: Armut und Familienleben am Beispiel der britischen Gesellschaft. In: Klocke, A.; Hurrelmann, K. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche in Armut. Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen. Opladen, Wiesbaden 1998, 205–224
- Papoušek, M.: Entwicklungsdynamik und Prävention früher Störungen der Eltern-Kind-Beziehungen. In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie 28 (1997) 93, 5–30
- Roll, E.: Der Hypochonder wacht auf. Patient Deutschland (I) – die Anamnese der Fachärzte: „Wir nennen Armut, was eigentlich nur Ungleichheit ist“. In: Süddeutsche Zeitung vom 11./12.9.2004, Nr. 211, 3
- Rutschky, K.: Oliver Twist im Zeitalter der Kuschelpädagogik. In: Frankfurter Rundschau vom 12.9.2003, Nr. 213, 12
- Schone, R.; Gintzel, U.; Jordan, E.; Kalscheuer, M. & Münder, J.: Kinder in Not. Vernachlässigung im frühen Kindesalter und Perspektiven sozialer Arbeit. Münster 1997
- Schwarzbach, B.: „Quo vadis, Frühförderung?“ In: Frühförderung interdisziplinär 17 (1998) 72–80
- Sennett, R. (2002): Respekt im Zeitalter der Ungleichheit. Berlin
- Siegrist, J.: Gefährdete Gesundheit bei sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen: Was wissen wir, was können wir tun? In: Regiestelle E&C der Stiftung SPI: E&C-Fachforum „Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in sozialen Brennpunkten“, 4. und 5. Juni 2002, 11–15. Zitiert nach der Fassung im Internet unter http://www.eundc.de/download/ff_gesundheit.pdf [23.02.2005]
- Skoluda, S. & Holz, G.: Armut im frühen Kindesalter – Lebenssituation und Ressourcen der Kinder. In: Frühförderung interdisziplinär 22 (2003) 111–120
- Thurmair, M. (2008): Frühe Hilfen – ein Wort auf Wanderschaft. In: Frühförderung interdisziplinär 27, 37–39

- Walper, S. (1995): Kinder und Jugendliche In Armut. In: Bieback, K.-J.; Milz, H. (Hrsg.): Neue Armut. Frankfurt/M./New York, 181–219
- Walper, S.: Wenn Kinder arm sind – Familienarmut und ihre Betroffenen. In: Böhnisch, L. & Lenz, K. (Hrsg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim, München 1997, 265–281
- Walper, S.: Auswirkungen von Armut auf die Entwicklung von Kindern. In: Lepenies, A.; Nunner-Winkler, G.; Schäfer, G. E. & Walper, S.: Kindliche Entwicklungspotentiale. Normalität, Abweichung und ihre Ursachen. München 1999, 291–360
- Werner, E. E. (1997): Gefährdete Kindheit in der Moderne: Protektive Faktoren. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 66, 192–203
- Werner, E. E.: Entwicklung zwischen Risiko und Resilienz. In: Opp, G.; Fingerle, M. & Freytag, A. (Hrsg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München, Basel 1999, 25–36
- Werner, E. E.; Smith, R. S.: Overcoming the odds. High risk children from birth to adulthood. Ithaca, New York, London 1992
- Ziegenhain, U.; Fries, M.; Bütow, B.; Derksen, B. (2004): Entwicklungspsychologische Beratung für junge Eltern. Weinheim/München
- Zimmermann, I.; Korte, W.; Freigang, M.: Kinder, Gesundheit und Armut aus Sicht der Gesundheitsberichterstattung in Hamburg. In: Altgeld, T. & Hofrichter, P. (Hrsg.): Reiches Land – kranke Kinder? Gesundheitliche Folgen von Armut bei Kindern und Jugendlichen. Frankfurt/Main 2000, 109–125